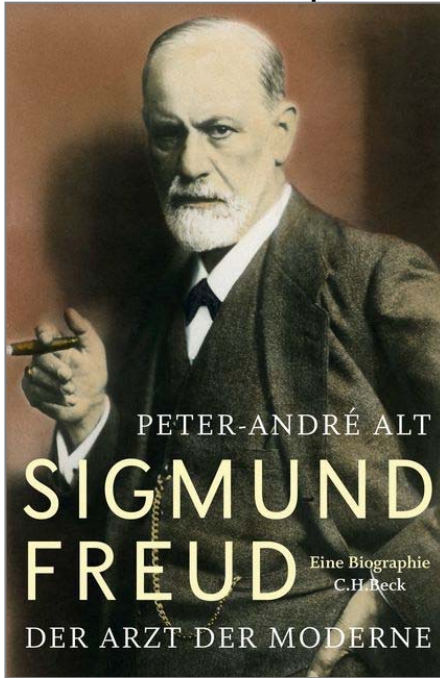


Unverkäufliche Leseprobe



Peter-André Alt
Sigmund Freud
Der Arzt der Moderne

1036 S.: mit 42 Abbildungen. Gebunden
ISBN 978-3-406-69688-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/16511174>

Peter-André Alt

Sigmund Freud

Der Arzt der Moderne

Eine Biographie

C.H.Beck

Mit 42 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2016

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Portrait um 1921, spätere Kolorierung © akg-images

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 69688 6

www.chbeck.de

«Auch die Biographik muß unser werden.»

Freud an C. G. Jung, 17. Oktober 1909

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	13
-------------------	----

ERSTES KAPITEL

Familienroman (1856–1873)

Ein schwacher ›Riesenkerl‹	19
Die Mutter und der dunkle Kontinent	25
Wien in der Epoche des Liberalismus	35
Primus ohne Prüfungen	43

ZWEITES KAPITEL

Im Labyrinth des Studiums (1873–1881)

Atheistischer Mediziner	55
Wissenschaft als Weltanschauung	67
Brückes Labor	73
Nicht enden können	81

DRITTES KAPITEL

Arzt auf der Suche (1881–1885)

Martha Bernays, ›my sweet darling girl‹	87
Erst Physiologe, dann Chirurg	101
Krankenhaus-Tristesse	105
Kokain	112
Diktatur der Enthaltksamkeit	121

VIERTES KAPITEL
 Von der Klinik zur Praxis
 (1885–1892)

Privatdozent für Nerven-Pathologie	131
Charcots großes Seelentheater	136
Pariser Leben	149
Niederlassung und Heirat	154
Im Behandlungszimmer	165

FÜNFTES KAPITEL
 Geburt der Psychoanalyse
 (1891–1898)

Geheimnisse mit Fließ	175
Kunstfehler und verdrängte Liebe	184
Über Sprachstörungen	190
Die kathartische Technik	196
Hysterie-Studien	203
Krankengeschichten als Novellen	212
Formen der Neurose zwischen Trieb und Angst	221
Ein sanfter Patriarch	233

SECHSTES KAPITEL
 Die Dunkelkammer des Traums
 (1895–1900)

Sich selbst analysieren	250
Erschriebenes Denken	258
Tiefenstrukturen des Träumens	266
Interpretationskunst	279
Hinab in den Maschinenraum der Seele	288
Kränkungen	300
Die Schwägerin	310

SIEBENTES KAPITEL

Landschaften im Unbewußten

(1901–1905)

Die Theorie erreicht den Alltag	316
Sexualität unter Beobachtung	322
Ökonomie des Witzes	341
Alte Irrtümer, neue Therapien	347
Als Tourist in Italien und Griechenland	363
Ausklang eines Wunder-Jahrzehnts	368

ACHTES KAPITEL

Unerhörte Entdeckungen

(1903–1913)

Leistungsethik	376
Ein detektivischer Leser	381
Enthüllung des Genies	394
Der Prophet in Rom	400
Nervöse Moderne	405

NEUNTES KAPITEL

Wahn und Methode

(1900–1914)

Verstörende Fallgeschichten	416
Vom gespaltenen Ich	437
Fronddienst an Patienten	446
In Europa unterwegs	456

ZEHNTES KAPITEL

Bewegte Forschung

(1902–1914)

Der Mittwochskreis	463
Verbündete in der Schweiz	478

Schüler aus aller Welt	486
Eine emanzipierte Frau	502
Vereine, Konferenzen, Intrigen	507

ELFTES KAPITEL

Expansion und Verrat

(1907–1914)

C. G. Jung, ein schwieriger Kronprinz	522
Nach Amerika	537
Zerwürfnis mit Adler und Stekel	547
Die Verbannung des Joshua	556

ZWÖLFTES KAPITEL

Psychologische Grenzgänge

(1912–1919)

Wilde Völker und verbotene Wünsche	571
Psychoanalyse zwischen Kriegsfronten	583
Narzißmus, Verdrängung und Unbewußtes	598
Meister im Hörsaal	609
Seelenarbeit in dunkler Zeit	616
Aus den Zonen des Unheimlichen	623

DREIZEHNTES KAPITEL

Thanatos-Vorahnungen

(1919–1924)

Die große Furcht	633
Wieder Normalität und doch anders	642
Hiobs Heimsuchungen	651
Anna wird eingeführt	660

VIERZEHNTE KAPITEL

Letzte Fragen

(1920–1930)

Zweierlei Triebe	673
Vor der Sumpflandschaft des Es	685
Religion entlarven	694
Die kulturellen Zumutungen	705
Großvater und Familienoberhaupt	715

FÜNFZEHNTE KAPITEL

Wissenschaft auf der Weltbühne

(1923–1930)

Ärzte oder Laien	725
Internationale Wirkungen	731
Rank, der gefallene Engel	739
Analytischer Betrieb	748
Aufbau des Berliner Instituts	756
Das fremde Geschlecht	762

SECHZEHNTE KAPITEL

Spiegelungen der Lehre

(1924–1933)

Charismatiker, Magier, Scharlatane	770
Neugierde	778
Jüdische Identität?	784
Ruhm und Enttäuschung	791
Späte Vorlesungen, unveränderte Grundsätze	801

SIEBZEHNTE KAPITEL

Endzeit in Wien

(1930–1937)

Unbehagliches Altern	807
Gewitterwolken der Politik	814
Bilanzen, auch für die Zukunft	825
Die unabschließbare Analyse	830

ACHTZEHNTE KAPITEL

Emigration und Tod

(1938–1939)

Vertreibung aus dem Gefängnis	841
Refugium London	850
Die Moses-Akte	858
Ein Testament des Exils	871
Im Harnisch sterben?	877

Anhang

Siglenverzeichnis	884
Anmerkungen	885
Bibliographie	993
Verzeichnis der Abbildungen	1022
Personenregister	1023

Vorwort

4. Juni 1938, Wien, Berggasse 19: Sigmund Freud verläßt für immer seine Wohnung, in der er seit 47 Jahren ohne Unterbrechung gelebt hat. Sein Ziel ist London, wo zwei seiner Söhne, die älteste Tochter und ihr Ehemann ihn schon erwarten. Es war höchste Zeit für den Aufbruch, der letzte Moment für den Absprung, ehe sich die Tore noch fester schlossen. Drei Monate zuvor, am 12. März 1938, erfolgte der «Anschluß» Österreichs an das Deutsche Reich, organisiert von 65 000 Mann – Polizei und Militär –, die mit schweren Waffen in langen Kolonnen über die Grenzen marschierten. Freud war zwar auf die befürchtete Okkupation innerlich seit langem vorbereitet, jedoch nicht auf eine Flucht ins Ausland. Nur dem Drängen seines Schülers Ernest Jones, der eigens aus London über Prag nach Wien kam, ist es zu verdanken, daß er sich nach wochenlangem Zögern zur Abreise entschloß. Freud brach zunächst mit relativ leichtem Gepäck auf, aber er wußte, daß es eine Fahrt ohne Wiederkehr war. Möbel und Bücher blieben ebenso zurück wie die meisten Stücke der großen Antikensammlung, die das Arbeitszimmer zierten. Gestapelt in großen Kisten, warteten sie darauf, dem Exilanten wenige Wochen später zu folgen. Sie waren die stummen Zeugen für die Geschichte einer bahnbrechenden Wissenschaft, die am Schreibtisch in der Berggasse 19 über nahezu ein halbes Jahrhundert wuchs.

Seinem in London lebenden Sohn Ernst schrieb Freud kurz vor der endgültigen Emigration, im Mai 1938: «Es ist Zeit, daß Ahasver irgendwo zur Ruhe kommt.»¹ Das scheint ein merkwürdiges Selbst-Bild zu sein, wenn man bedenkt, wie seßhaft Freud tatsächlich war. Niemals lebte er als Erwachsener außerhalb Wiens; sein Urlaub führte ihn zumeist in die nähere Umgebung der Stadt, gelegentlich nach Italien, sehr sporadisch nach England. Die Vereinigten Staaten hat er ein einziges Mal besucht, weitere Fernreisen niemals unternommen. Ein Ahasver war er nur im Blick auf seine – allerdings ambivalent begründete – jüdische Identität, die er in wachsendem Lebensalter stärker wahrnahm und kultivierte, weil er begriff, daß sie sein Denken intensiver beherrschte, als er ursprünglich vermutete. Im übrigen bezeichnete das Bild eine tiefe Todessehnsucht, die

ihn in den letzten Jahren machtvoll erfaßte. Der «Ahasver» Freud war ein jüdischer Gelehrter, der im Alter von 82 Jahren einen Ort suchte, an dem er sterben durfte.

Nahezu ein halbes Jahrhundert hat Freud in der Berggasse 19 gelebt. Im September 1891 zog er hier ein, als niedergelassener Nervenarzt, seit fünf Jahren verheiratet, Vater zweier Söhne und einer Tochter (seine Frau war bereits mit dem vierten Kind schwanger). In den Behandlungsräumen und im daneben gelegenen Arbeitszimmer vollzog sich die Erfindung einer neuen Lehre vom Menschen, die das Verständnis unseres Seelenlebens umfassend und eingreifend veränderte. In den langen Tagen, die Freud als Arzt neben der Couch verbrachte, wuchs das Wissen über das Unbewußte – über Traum und Sexualität, die Kulturleistungen der Sublimierung, die krankheitsbildende Macht der Verdrängung und die Ursprünge des moralischen Kontrollsystems, über Angst und Wahn, Neurosen und Ich-Spaltung, über die Spannung zwischen Ratio und Libido, zwischen Lebens- und Todestrieb. In der Berggasse 19 ereignete sich die innere Geschichte der Psychoanalyse mit ihren zahlreichen Widerständen, Durchbrüchen und Triumphen.

Es war eine zunächst sehr einsame Geschichte, fußend auf der Selbstanalyse des Arztes, der sich in die unvermessenen Gefilde seines eigenen Seelenlebens begab, um daraus neue Einsichten über kindlichen Vaterhaß und erotisch geprägte Mutterliebe, über die infantile Sexualität und die feste Verbindung zwischen Angst und Libido zu gewinnen. Freud hat von diesen Erkundungsreisen bevorzugt mit romantischen Metaphern gesprochen und ihre Exkursionen, heroisierend eingefärbt, als Abstieg in die dunkle Unterwelt des Unbewußten bezeichnet – als Reise ins Innere eines Berges, in dem nicht nur Gold, sondern ebenso Schmutz und Schlamm zu finden waren. Auch wenn solche Metaphern im Zeichen der Verklärung stehen und daher kaum zur Beschreibung der objektiven Leistungen Freuds dienlich sind, besitzen sie einen wahren Kern. Sie spiegeln nämlich das Gefühl der Einsamkeit, das den Vater der Psychoanalyse über viele Jahre begleitete, die Angst vor dem öffentlichen Scheitern und der schroffen Verurteilung durch die gesamte Wissenschaft. Daß Freud zahlreiche seiner Erkenntnisse aus der Selbstanalyse bezog, machte die Last noch drückender. Denn hier begegnete er nicht nur dem Zweifel an seinen Hypothesen, sondern auch den dunklen, verdrängten Seiten seines Inneren. Die Netze der neuen Theorie waren aus dem intimsten persönlichen Erfah-

rungsmaterial ihres Begründers gewebt. Das rückte sie in die Nähe der Kunst, deren Werke immer auch die subjektive psychische Signatur ihrer Schöpfer tragen. Freuds Wissenschaft bildete gleichermaßen ein geschlossenes System und ein ästhetisches Gebilde, das von den individuellen seelischen Erfahrungen seines Produzenten geprägt wurde.

Es steht außer Frage, daß Freuds Lehre heute in einigen Punkten historisch überholt oder zumindest von der Geschichte konditioniert ist. Ihr Geschlechterbild, ihr Verständnis abweichender sexueller Praktiken, ihr Körpermodell und ihre Kulturtheorie waren stark geprägt von der Epoche des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Freuds strenger Dogmatismus und die unerbittliche Konsequenz seiner Lehre lassen sich heute nur nachvollziehen, wenn man den gesellschaftlichen Puritanismus dieses versunkenen Zeitalters berücksichtigt, gegen den sie aufgeboten wurde. George Steiner hat vom «ungeprüften Glauben» gesprochen, der sich «im Herzen der psychoanalytischen Methode» niedergelassen habe.² Es ist der Glaube an die direkte Ableitbarkeit des Triebes aus allen Zeichen der Kommunikation und des Alltags, der hier zum Grundsatz der Theorie wird. Dem Gespür für die Ambivalenzen des menschlichen Seelenlebens stand bei Freud ein merkwürdiger Hang zur einseitigen Begründung von Symptomenkomplexen und Heilungsverfahren gegenüber. Das machte seine Wissenschaft, diese *scientia nova* der Seele, anfällig für Irrtümer, Fehleinschätzungen und Dogmen. Trotz der Irrwege, die Freud auch ging, kann man aber die kulturhistorische Leistung nicht leugnen, die seine Lehre als Moment der Moderne, als Instrument ihrer Deutung und ihr Motor zugleich vollbracht hat. In dieser Doppelrolle blieb sie typisch für das 20. Jahrhundert, das sich in Selbstaussagen kommentiert und vollzieht. Und in dieser Funktion ist sie wegweisend auch für die Postmoderne, in der die Psychologie zur Universalwissenschaft wurde, die Ökonomie und Kultur, Medizin und Medien, Recht und Politik, nicht zuletzt das Sprechen des Menschen über sich selbst, seine Ich-Entwürfe und Rollenmuster wie keine andere Disziplin beherrscht.

Die Psychoanalyse bildete nicht allein die Wissenschaft der Ich-Erforschung, sondern zugleich ein System der verschlungenen Verbindungen und verwirrenden Spiegelungen, dessen labyrinthische Anordnung als Symbol unserer Zeit erscheinen kann. Deren Drang zur Selbsterkundung, zur Untersuchung verborgener Spuren und Zeichen, ihre Lust an der Entlarvung des Geheimen fand in Freuds Lehre eine modellhafte Struktur.

Wer von der Moderne spricht, redet notwendig über die Psychoanalyse; er tut das nicht immer explizit, aber zwangsläufig. Die Moderne zu reflektieren heißt: von der Psychoanalyse begriffen, in ihr eingeschlossen sein. Auch der Kritiker entkommt ihr nicht, weil sie ein mächtiges Schwungrad in Gang hält. Die Diagnose, die sie dem Trieb und dem Unbewußten stellt, erfaßt unsere großen Erzählungen von der Kultur des Menschen. Niemand kann diese Erzählungen mehr anheben lassen, ohne den Deutungsmustern Freuds seinen Tribut zu zollen.

Sämtliche Formen der biographischen Erzählung sind in der Moderne von der Psychoanalyse beherrscht. Die Erkenntnis der frühkindlichen Prägungen, die Einsicht in das Spiel familiärer Einflüsse, die Theorie neurotischer Ängste, die Reflexion über das Verhältnis von Trieb und Kulturleistung bestimmen die Muster, in denen Lebensgeschichten dargestellt werden. Freuds Lehre hat ihre Spuren in den großen Modellen der Biographie und Selbstbiographie hinterlassen. Wie kann man angesichts dessen seinen eigenen Werdegang schildern, ohne sich in Widersprüchen zu verfangen? Die Antwort darauf lautet: man darf die Lebenserzählung nicht gegen die Interpretationsprinzipien der Psychoanalyse anlegen, aber ihnen auch nicht dogmatisch verfallen. Freuds Methode kann schwerlich ignorieren, wer seine persönliche Geschichte deutet; seine Träume, Ängste, Phobien, Obsessionen und Neurosen unterstehen der Herrschaft der von ihm selbst entwickelten Erklärungsmuster. Zugleich sollte man sich ihrem bannenden Zauber keinesfalls blind unterwerfen, denn die Biographie gerät in einen kurzschlüssigen Zirkel, wo sie sich zum bloßen Werkzeug psychoanalytischer Lehrmeinungen macht. Gerade im Fall Freuds wären Trivialitäten die Folge; nichts fataler, als über ihn in den Bahnen seiner eigenen Enthüllungsstrategien zu schreiben. Leben und Wissenschaft gehorchen unterschiedlichen Rhythmen, auch dort, wo beide im Zeichen des Gelingens stehen.

Will man dem Risiko der Vereinfachung entgehen, dann ist die Funktion der Psychoanalyse für den neuzeitlichen Wissenserwerb generell zu untersuchen. Der Analytiker agiert in streng umrissenen Praktiken als Arzt der Moderne, therapeutisch und rituell zugleich. Weitgehend stumm, nur sporadisch fragend und nachfassend, vernimmt er die Patienten-Rede, deren Strom im Behandlungszimmer rauscht. Die Psychoanalyse stiftet durch das Institut des therapeutischen Gesprächs eine neue Form der Erkenntnissicherung, die eine abgewandelte Spielart von Beichte und pein-

licher Befragung darstellt. Das Material, das Freud zur folgenreichsten Theorie des modernen Menschen formte, stützt sich nicht auf Laborpräparate, Experimente oder Texte, sondern auf die Leidensgeschichten, die er über Jahre hinweg erfaßt hat. In den *Studien über Hysterie* hieß es 1895, der Therapeut sei ein «Beichthörer, der durch die Fortdauer seiner Teilnahme und seiner Achtung nach abgelegtem Geständnisse gleichsam Absolution erteilt».³ Das Unbewußte des Arztes solle sich, so schrieb Freud 1912, «auf den Analysierten einstellen wie der Receiver des Telefons zum Teller eingestellt ist. Wie der Receiver die von Schallwellen angeregten elektrischen Schwankungen der Leitung wieder in Schallwellen verwandelt, so ist das Unbewußte des Arztes befähigt, aus den ihm mitgeteilten Abkömmlingen des Unbewußten dieses Unbewußte, welches die Einfälle des Kranken determiniert hat, wiederherzustellen.»⁴ Die analytische Arbeit war zunächst ein Hören, ein Hineinfinden in die Schwingungen der fremden Seele, aus der dann die Zusammenhänge des Unbewußten abgeleitet wurden. Michel Foucault bezeichnete Freud vor diesem Hintergrund zu Recht als «das berühmteste Ohr unserer Epoche».⁵

Was Freud im therapeutischen Gespräch hörte, überführte er anschließend in das geschriebene Wort. Die Erzählung seines Lebens, die zugleich Reflexion seiner Forschung sein muß, kann daher nur gelingen, wenn sie diesen Transfer zu verstehen sucht. Zu klären bleibt, auf welche Weise aus den Patientengesprächen in der Berggasse und den Selbstanalysen langer Nächte ein folgenreiches Wissen vom Menschen wurde, das seine innere Welt in neues Licht tauchte. Eine Biographie Freuds muß sich der Frage stellen, wie diese Quellen eine Lehre schufen, die heute historisch und aktuell zugleich ist. Sie hat nicht zuletzt die faszinierende Spannung auszumessen, die der Psychoanalyse zwischen Optimismus und Pessimismus, Fortschrittsdenken und Resignation innewohnt.

Indem dieses Buch Freuds Leben in den Horizonten der modernen Ideengeschichte erzählt, schreibt es zugleich die Biographie der Psychoanalyse: ihre von einem einzelnen Gelehrten getragene Entwicklung im großen Spektrum von aufgeklärter Forschung und romantischer Mythologie, öffentlichem Streit und privater Resignation, Krankheit und Erfolg, Zweifel und spätem Ruhm. Freuds einzigartige Leistung bestand darin, daß er aus persönlicher Erfahrung allgemeingültige Einsichten, aus reicher Lektüre neue Entdeckungen gewann. Seine Theorie war keineswegs intellektuell voraussetzungslos, auch wenn er selbst diesen Mythos zuweilen

pflegte. Aber sie bildete noch dort, wo sie sich auf die Philosophie des 19. Jahrhunderts, auf die Naturforschung der Moderne, auf die europäische Literatur, die Ethnologie und die Mythendeutung der klassischen Altertumswissenschaften stützte, ein hochgradig originelles System, das unabhängige Urteile über Trieb und Geist, Gesellschaft und Staat, Religion und Kultur ermöglichte.⁶ Die Psychoanalyse repräsentiert ein individuell erarbeitetes Gedankengebäude, das in begrifflicher wie methodischer Hinsicht absolutes Neuland eroberte. Auch deshalb gehören die Biographie des Gründers und die Geschichte seiner Wissenschaft unabdingbar zusammen, denn sie bilden eine Einheit des Denkens, die Normen, Konventionen und Dogmen der Vergangenheit souverän hinter sich läßt. Daß allerdings diese bezwingende Dichte des Systems dort, wo es Deutungsspielräume eröffnete, immer neue Anfeindungen und massive Dispute zwischen den Adepten auslöste, hat Freud nicht verhindern können. Am Ende ist die Psychoanalyse, anders als er hoffte, kaum zur Ruhe gekommen – auch sie blieb ein Ahasver, ewig getrieben von den Konflikten der Dogmatiker, im Streit der Meinungen, im Wirbel der Schulstreitigkeiten, Fehden und Polemiken. Was in der Berggasse 19 begann, ist daher bis heute nicht erledigt. Es dauert fort als herausforderndes Vermächtnis der dunkelsten und zugleich hellstichtigsten Wissenschaft vom Menschen, die jemals entworfen wurde.

ERSTES KAPITEL

Familienroman (1856–1873)

Ein schwacher ›Riesenkerl‹

Der Mann, der uns lehrte, die Seele aus den Prägungen der Kindheit zu verstehen, hinterließ im Hinblick auf seine eigene Geschichte viele Rätsel. Über Freuds frühe Jahre existieren kaum Zeugnisse, wofür es zwei Gründe gibt. Zum einen begann sein Leben zu einem Zeitpunkt, da die Dokumente des alltäglichen Daseins – insbesondere in kleinbürgerlichen Familien – noch nicht derart lückenlos aufbewahrt wurden, wie das später der Fall war. Freuds Kindheit und Jugend lagen im Dämmerchein einer Epoche, die für die meisten Menschen durch drückende Not, materielle Enge und mühsamen Existenzkampf bestimmt blieb. Für die Sicherung von Familiengeschichten in Korrespondenzen oder anderen Zeugnissen hatte man in der Regel keine Zeit. Zum anderen liebte es Freud selbst, biographische Spuren zu löschen. In den verschiedensten Phasen seines Lebens hat er ältere Aufzeichnungen vernichtet und Briefe verbrannt. Mit einigem Vergnügen an der Mystifikation sorgte Freud dafür, daß gerade in seiner frühen Vita schwarze Punkte entstanden, die heute kaum aufzuhellen sind. An seine Verlobte Martha Bernays schrieb er am 28. April 1885, er verdunkle seine Jugend bewußt, weil er sie als fernen Kontinent wahrnehme: «Überdies, was hinter dem großen Einschnitt in meinem Leben zu liegen fällt, hinter unserer Liebe und meiner Berufswahl, ist lange tot und soll ihm ein ehrliches Begräbnis nicht vorenthalten sein. Die Biographen aber sollen sich plagen, wir wollen's ihnen nicht zu leicht machen. Jeder soll mit seinen Ansichten über die ›Entwicklung des Helden‹ recht behalten, ich freue mich schon, wie die sich irren werden.»¹

Sigismund Schlomo Freud kam am frühen Abend des 6. Mai 1856 im mährischen Freiberg zur Welt. Siegfried Bernfeld, dem wir wichtige Hinweise auf Freuds frühe Jahre verdanken, hat als erster entdeckt, daß der

Eintrag ins Melderegister den 6. März als Geburtstag notierte.² Vermutlich handelte es sich um einen Fehler des zuständigen Beamten, denn der Freiburger Geburtsschein, den der Pfarrer Anton Stojan ausfertigte, enthält ein anderes Datum. Dort ist vermerkt, daß Sigismund Freud, der eheliche Sohn des «Handelsmanns» Jakob Freud und seiner Ehefrau Amalia, am 6. Mai geboren und von Samson Frankel aus Ostrau am 13. Mai beschnitten wurde. Als «Beistände» – analog zu den christlichen «Paten» – fungierten laut Geburtsregister der Rabbiner Lipe Horowitz und seine Schwester Mina.³ Das entspricht der Tatsache, daß Freuds Vater in seiner Bibel auf Hebräisch den 6. Mai als Tag der Entbindung und den 13. Mai als Beschneidungstermin festhielt.⁴

Die Eltern des Jungen teilten sich ein kärgliches Zimmer im Haus eines Schlossers, das kaum für ein Leben mit Familie geeignet war. Jakob und Amalia Freud hatten am 25. Juli 1855 geheiratet, Sigismund war ihr erstes gemeinsames Kind. Der schon vierzigjährige Vater, geboren am 18. Dezember 1815, stammte aus Ostgalizien und betrieb einen Wollhandel. Er behauptete gern, am selben Tag wie Bismarck – 1. April 1815 – zur Welt gekommen zu sein, was allerdings auf einer sehr großzügigen Umrechnung des jüdischen Kalenders beruhte. Der Sohn hat diese Zuschreibung des Vaters später übernommen und den 1. April als Geburtsdatum zugrunde gelegt.⁵ Die Familie lebte ursprünglich im Rheinland, mußte aber schon Ende des 14. Jahrhunderts aufgrund zunehmender Judenverfolgung in den Osten fliehen.⁶ Der Großvater, Schlomo Freud, und die Großmutter, Peppi Hofmann, wuchsen im galizischen Tysmenitz auf. Sie hatten drei Söhne, Jakob war der Älteste.

Jakob Freud wurde jüdisch-orthodox erzogen, lernte Hebräisch, las die Bibel und lebte in Übereinstimmung mit den Regeln des Glaubens. Sein Vater sei, so berichtete Sigmund Freud 1930, «in chassidischem Milieu» großgeworden, habe diese Prägung jedoch in fortgeschrittenem Alter hinter sich gelassen.⁷ In Mähren sprach man Deutsch und Tschechisch, je nach Gegenüber und Situation. Sigmund Freud erinnerte sich noch Jahrzehnte später daran, daß er während seiner Kindheit des Tschechischen mächtig war – eine Fähigkeit, die er dann in Wien schnell verlor.⁸ Jakob Freud wurde Tuchhändler und heiratete mit knapp 17 Jahren Sally Kanner, mit der er zwei Söhne hatte, Emanuel und Philipp, die über zwanzig Jahre älter als Sigmund waren.⁹ Frühzeitig ging er als Kaufmann auf Wanderschaft, bereiste Mähren und ließ sich 1844 mit seiner Familie in Freiberg nieder, wo er

bald eine kleine Firma zur Produktion von Stoffen etablierte.¹⁰ Freiberg (Příbor) liegt im Nordosten Mährens, 205 Kilometer von Wien entfernt. In der Mitte des 19. Jahrhunderts war die kleine Stadt mit weniger als 3000 Einwohnern ein Zentrum der vorindustriellen Textilwirtschaft, von der auch Jakob Freud als Tuchhändler und kleiner Fabrikant lebte. Dominierend blieb der katholische Bevölkerungsteil, der das soziale und kulturelle Klima beherrschte. Die Piaristen hatten 1694 das Gymnasium gegründet, und die römisch-katholische Konfession bestimmte – nicht zuletzt durch die 1596 erbaute Kirche des Heiligen Valentin – das Stadtbild.

Obwohl seit 1782 über das Toleranzedikt Josephs II. eine weitgehende Gleichstellung der Juden festgelegt war, sah die Wirklichkeit anders aus. Juden durften zwar formal ihre Religion frei ausüben, jedoch blieb es ihnen untersagt, dieses öffentlich zu tun. In Wien wurde die erste Synagoge im April 1826 – unter Rabbiner Isaak Mannheimer – eingeweiht, während auf dem Land weiter massive Restriktionen herrschten. Die liberale Revolution von 1848 brachte auch für die Juden vorübergehend neue Freiheiten, aber schon bald wurden sie vom Kaiserreich wieder kassiert. In den östlichen Regionen, vor allem in Mähren und Galizien, gab es bereits zu Beginn der 1850er Jahre Übergriffe, die zahlreiche jüdische Familien in die Flucht trieben¹¹. Körperliche Bedrohung und schwere Anfeindungen erlebte auch Jakob Freud im Alltag. Seinem zehnjährigen Sohn erzählte er später, wie man ihn auf die Straße gestoßen und ihm die Pelzmütze vom Kopf geschlagen hatte. «Jud, herunter vom Trottoir!» rief der Angreifer dabei. Als Sigmund den Vater fragte, wie er sich gewehrt habe, antwortete der, daß es ihm nicht eingefallen sei, Widerstand zu leisten: er nahm seinen Hut und ging demütig seines Weges. Den Sohn erfüllte dieses Beispiel bereitwilliger Unterwerfung mit Enttäuschung und Wut; «es war nicht heldenhaft von dem großen starken Mann, der mich Kleinen an der Hand führte.»¹² Die für den Jungen typische «Überschätzung» der Eltern, von der Freud 1909 in seinem kurzen Aufsatz *Der Familienroman der Neurotiker* sprach, wandelte sich hier in Desillusionierung.¹³ Er selbst schwor sich damals, Provokateuren mutig die Stirn zu bieten, falls er als Erwachsener in eine ähnliche Situation geraten sollte. «Nemo me impune lacessit» – «Niemand kränkt mich ungestraft»: dieser Wahlspruch des britischen und italienischen Renaissance-Adels wurde, wie er sich später in einem Brief an C. G. Jung erinnerte, sein Motto.¹⁴ Es fand sich zitiert in Edgar Allan Poes Novelle *The Cask of Amontillado* (1846), wo es zum Auslöser einer grausamen Rachegeschichte im

klassizistischen Rom zur Zeit des Karnevals gerät. Die stolze Maxime, die Jahrzehnte später auch Freuds Schülerin Marie Bonaparte in ihrem Buch über Poe berührte, diente dem Heranwachsenden als Leitmotiv für sein künftiges Verhalten.¹⁵ Er wollte nicht, wie sein Vater, das Opfer, sondern im Zweifelsfall der Handelnde sein, der sich gegen Kränkungen zur Wehr setzt. Noch in hohem Alter, als 82-jähriger, betonte Freud, es habe nicht an ihm gelegen, daß sich die jüdische Tapferkeit früherer Zeiten in der Geschichte der Assimilation verlor.¹⁶

Nach dem frühen Tod seiner Frau heiratete Jakob Freud 1855 die zwanzig Jahre jüngere, attraktive Amalia Nathanson. Daß zwischen der ersten und dieser Ehe noch eine weitere mit einer Gattin namens Rebekka lag, die wegen Kinderlosigkeit nach jüdischem Brauch geschieden wurde, scheint aus einem Einwohnerverzeichnis der Stadt Freiberg hervorzugehen.¹⁷ Sollte Freuds Vater tatsächlich, wie es das Register dokumentiert, mit Rebekka verheiratet gewesen sein, so blieb dieses aber nur eine kurze Episode, über die er später Stillschweigen bewahrte. Amalia Nathanson, die neue Ehefrau, kam aus Brody in Ostgalizien, lebte als kleines Kind in Odessa und siedelte dann mit ihrer Familie nach Wien über. Dort hatte Jakob Freud ihren Vater Jakob Nathanson als Geschäftspartner kennengelernt. Die Heirat war vermutlich Teil einer ökonomischen Verabredung; ob Nathanson bei Freud Schulden hatte oder verarmt war, läßt sich nicht mehr klären. In jedem Fall bildete die Eheschließung mit der jungen Amalia, die Jakobs Tochter und die Schwester seiner Söhne hätte sein können, ein eher ungewöhnliches Ereignis. Sigmund nahm den Altersunterschied, der seine Eltern trennte, in frühen Jahren aufmerksam wahr, weil auch sein Halbbruder Philipp im Haushalt wohnte. Er paßte dem Alter nach besser zu Amalia als zu Jakob, der einer anderen Generation entstammte.

Jakob Freud löste sich im Laufe der Jahre, seit seiner Zeit als wandernder Kaufmann, von den alten religiösen Bindungen. Nach der Eheschließung mit Amalia verzichtete er darauf, den traditionellen Kaftan zu tragen, und besuchte nur noch selten die Synagoge. Seinen Vater, Schlomo Freud, dürfte er mit seiner weltlichen Haltung zutiefst verärgert haben. Es ist zu vermuten, daß hier ein starker Konflikt entbrannte – nicht der letzte Generationszwist in dieser Familie. Immerhin hatte Jakob Freud noch perfekt Hebräisch gelernt, weshalb er die Heiligen Schriften im Urtext lesen konnte. Er beherrschte es annähernd so gut wie das Deutsche und verfügte in dieser Sprache über einen eleganten Stil.¹⁸ Eintragungen in die Bibel, mit denen er



*Jakob Freud mit dem zehnjährigen
Sigmund*

wichtige Ereignisse wie Kindergeburten und Beschneidungen notierte, nahm er auf Hebräisch vor. Seinem Sohn vermittelte er solche Kenntnisse nicht systematisch, weil er sie offenbar für nebensächlich hielt.¹⁹ Er las ihm schon früh die Bücher Moses vor, ohne allerdings religiöse Instruktionen damit zu verbinden. Als Sigmund älter war, schenkte er ihm ein Exemplar der *Israelitischen Bibel* in der erstmals 1844 gedruckten Edition von Ludwig Philippson, die neben dem Urtext auch die deutsche Übersetzung Luthers enthielt.²⁰ Die Rabbiner bevorzugten die Übertragung von Leopold Zunz, deren orthodoxer Charakter dem Vater aber in dieser Lebensphase bereits mißfiel, weshalb er die Philippson-Ausgabe wählte.

Während die weitgehend unfrommen «Dreitagesjuden» zumindest Rosch ha-Schana (Neujahr), Pessach (Erinnerung an den Auszug aus Ägypten) und Jom Kippur (Versöhnungstag) feierten, beschränkte man sich im Hause Freud nur auf das Seder-Fest am Vorabend von Pessach. Gelegentlich wurde auch Purim – zum Gedenken an die Befreiung der persischen

Juden – begangen, wie Freuds Brief an den Jugendfreund Emil Fluss vom 17. März 1873 belegt; die jüngeren Geschwister führten dann kleinere Theaterstücke auf und musizierten miteinander.²¹ Jakob Freud hatte autodidaktisch ein beträchtliches Wissen über Religionsfragen, Mystik und Geschichte erworben. Sein größter Wunsch war es nach Max Schurs Erinnerung, daß Sigmund ein «Wahrheitssucher» werden möge.²² Im Alltag verzichtete er jedoch auf jede Form der Unterweisung in den Glauben der Väter, der die Grundlage seiner eigenen Kenntnisse bildete. Statt den Sohn streng religiös zu erziehen, erzählte er ihm biblische Geschichten und jene in Wortspielen wurzelnden jüdischen Witze, die später einen Gegenstand der psychoanalytischen Theorie ausmachen sollten. Von der großen Glaubenstradition blieben so äußerliche Formen und ein Bodensatz, der nichts Ursprüngliches mehr bedeutete. Wenn Freud in der letzten Phase seines Lebens dennoch einen begrenzten Zugang zum Judentum fand, so geschah das im Sinne einer psychologischen Bindung. Sie erschloß ihm die Ahnung, daß er sich der fremdgewordenen Religion nicht entziehen konnte, weil ihre Logik und ihr Stolz, ihre Geschichten und Witze in seinem Inneren fortlebten. Nicht zuletzt waren es familiäre Wurzeln und Traditionen, die Freud mit seiner jüdischen Herkunft verknüpften.²³ Seine Rolle als Jude nahm er vor allem in der Welt seiner persönlichen Erfahrungen, im unmittelbar privaten Sektor wahr, während er für den Zionismus in seinen unterschiedlichen Ausprägungen zwischen Herzl, Buber und Rosenzweig kein größeres Verständnis entwickelte. Wo die Religion in Politik oder Idealismus umschlug, blieb sie ihm fremd; wo sie auf reinem Glauben beruhte, respektierte er sie, ohne ihr zu folgen.

Der Vater war, obwohl er niemals eine höhere Bildungsinstitution durchlaufen hatte, ein Mann mit intellektuellen Fähigkeiten, anregend und überraschend. Das hat Freud trotz eines schwierigen Ablösungsprozesses und mancher Einblicke in wenig erfreuliche väterliche Verhaltensmuster auch als Erwachsener stets anerkannt. Zugleich wirkte er nach außen tatkräftig und vital, war von mächtigem Körperbau und durchaus eindrucksvoller Physis – ein «Riesenkerl», wie der Sohn ihm später bescheinigte.²⁴ Hinter der Fassade des aktiven, entscheidungsfreudigen Familienoberhaupts lauerten jedoch widersprüchliche Züge, die sich Freud erst im Zuge seiner 1896 – nach dem Tod des Vaters – begonnenen Selbstanalyse erschlossen. Zu den dunklen Zonen, in die sich schwer leuchten ließ, gehörte sein Beruf, über den Ehefrau und Kinder wenig wußten. Jakob Freud lebte

von Geschäften, die sich womöglich im Grenzbereich zum Illegalen bewegen. Die Tatsache, daß er seine Familie in die Quellen seines Gelderwerbs nicht einweihte, verrät weniger Diskretion als Angst – wir werden die näheren Hintergründe noch kennenlernen. Hinzu kamen sexuelle Neigungen, die dubiose Züge trugen. Zu den Resultaten seiner Selbstanalyse gehörte es, daß Freud seinen Vater nachträglich zum Päderasten erklärte, der durch versuchten Mißbrauch bei seinen Geschwistern schwere neurotische Störungen ausgelöst habe. Über dem scheinbar friedlichen Familienleben lagen so im Rückblick dunkle Schatten: «Leider ist mein eigener Vater einer von den Perversen gewesen und hat die Hysterie meines Bruders (dessen Zustände sämtlich Identifizierung sind) und einiger jüngerer Schwestern verschuldet.»²⁵ Freud bewies diese Vermutung niemals; ob sie ein Teil seines Vaterhasses und damit die Kehrseite einer inzestuösen Mutterbeziehung war, muß offen bleiben. Ebenso wenig läßt sich klären, inwiefern sie den Verdacht des direkten Mißbrauchs oder lediglich der ehelichen Untreue einschloß.²⁶ Freud blieb absichtsvoll in der Schwebe und deutete bloß an, daß der Vater sein Sexualleben auf bedenklichste Weise familienöffentlich gemacht habe – sei es durch Zurschaustellung von Intimitäten, den Verkehr mit Dienstmädchen oder die Verführung seiner Kinder. Gerade die Vagheit, mit der er seinen Verdacht formulierte, war typisch für die gesamte Beziehung zum Vater. Das Mißtrauen blieb diffus, es gehörte zu einer zwiespältigen Haltung, in die sich Anklage und Bewunderung gleichermaßen mischten. Der dubiose Patriarch war ein Schein-Riese, den der Sohn bekämpfte, obwohl er sich kaum von ihm bedroht fühlen mußte. «Unsere Einstellung zu Vätern und Lehrern», so formulierte Freud 1930 in seiner Frankfurter Rede zum Empfang des Goethe-Preises, «ist nun einmal eine ambivalente, denn unsere Verehrung für sie deckt regelmäßig eine Komponente von feindseliger Auflehnung.»²⁷

[...]